



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Schmidt, O. E.: Kursächsische Streifzüge : 6. Torgau : (Schluß)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

der meiſten Eltern gefolgert haben, das Recht der Erziehung gebühre dem Staate. Dieſer hat denn auch, zuerſt im philoſophiſchen Preußen, das ſpartaniſch=platonische Recht wieder geltend gemacht — gegen alle Eltern ohne Ausnahme in beſchränktem Maße durch den Schulzwang und den Zwang zur Militärdienſtpflicht, in Fällen aber, wo das Elternrecht oder Unrecht gemeinſchädliche Wirkungen erzeugt, durch die Zwangs- oder Fürſorgeerziehung ganz unbeſchränkt. Goethe ſagt: „Man könnte erzogne Kinder gebären, wenn die Eltern erzogen wären.“

(Schluß folgt)



## Kursächſiſche Streifzüge

Von O. E. Schmidt in Meißen

### 6. Torgau

(Schluß)



ebriſgens war Torgaus Glanz zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts ſchon merklich zurückgegangen. Eine Feuersbrunſt hatte im Jahre 1599 den Teil des Nordflügels, der die Gemächer der Kurfürſtin enthielt, und den elbwärts daran anstoßenden hochragenden Haſenturm in Aſche gelegt; der Wiederaufbau des Turms erfolgte nicht in der frühern Höhe, die Wiederherſtellung der Gemächer nicht in der alten Pracht. Weit mehr aber litt das Schloß in den Stürmen des Dreißigjährigen Kriegs, namentlich 1637, als Banér mit ſeinen zügelloſen Horden länger als vier Monate Torgau beſetzt hielt. Immerhin galt Torgau noch das ganze ſiebzehnte Jahrhundert lang neben Dresden als die bevorzugte Reſidenz des kurſächſiſchen Hofes. Als aber Dresden unter August dem Starken faſt der alleinige Sig des glänzenden Hofes wurde, und ſich dort der Adel faſt des geſamten Lands ſeine Paläſte baute, fiel Schloß Hartenfels mehr und mehr der Vereiſamung und Vergessenheit anheim.

Nur in der Kriegsgeschichte hat Torgau, obwohl keine eigentliche Feſtung, eine bedeutende Rolle weiter geſpielt, zunächſt im Zeitalter Friedrichs des Großen. Der Scharfblick des großen Strategen hatte gleich beim Ausbruch des dritten Schlefischen Kriegs die Wichtigkeit der Stadt erkannt, von wo man, immer die Elbe als Deckung der linken Flanke benutzend, ſchnell in das Herz der ſächſiſchen Länder vordringen konnte. Deshalb dirigierte er die mittelfte der drei Kolonnen, die er am 28. Auguſt 1756 in Sachſen einrücken ließ, auf Torgau; er richtete dort ſofort ein preußiſches Feldkriegsdirektorium ein und ließ die Stadt befeſtigen. Seitdem war Torgau der nördlichſte Punkt der zu den Katzenhäuſern, dem beherrſchenden Punkte des Meißen=Poſſener Plateaus, und nach Dresden führenden „innern Linie,“ auf der er oder ſein Bruder Heinrich die zur Deckung Sachſens verfügbaren Streitkräfte in Eil-

märschen hin und her warf. Das glänzendste Beispiel dieser Kriegsführung gab der König nach dem in unmittelbarer Nähe von Torgau, auf den Süptitzer Höhen, am 3. November 1760 erfochtenen blutigen Siege, indem er die noch immer starke Armee Dauns und Laschys so schnell nach Süden trieb, daß er am 8. November eine starke Stellung bei Meißen, zwischen den Katzenhäusern und Schletta, einnahm, während sein General Hülsen die Reichsarmee bis an die Saale westwärts jagte. Friedrich der Große war während des Siebenjährigen Kriegs auch mehrmals persönlich in Torgau; eines Tags stand auch er bewundernd im Hofe des Schlosses Hartenfels und äußerte sein Bedauern darüber, daß er das schöne Treppenhaus nicht in die Tasche stecken und mitnehmen könne. Der große König hielt überhaupt in dem in der Kultur überlegenen Sachsen damals eine scharfe Musterung über alles ab, was seinen Landen von Nutzen werden könnte. So hat er nicht nur Volksschullehrer, Rattendrucker aus Chemnitz und Freiburger Mineure mit heimgenommen, sondern gegen das Ende des Kriegs auch seine Generale angewiesen, Eheschließungen seiner Soldaten mit wohlhabenden sächsischen Bauerntöchtern zu begünstigen, „damit etwas Geld ins Land käme.“

Während des Siebenjährigen Kriegs hatte das Schloß Hartenfels als preußisches Hauptlazarett gedient: damit begann der Verfall des Schlosses, der leider bis zum heutigen Tage noch andauert. Es war beim Abschluß des Hubertusburger Friedens in einem trostlosen Zustande, und die zerrütteten sächsischen Finanzen gaben zunächst keine Möglichkeit, es auch nur einigermaßen wieder herzustellen. So tauchte denn wenig Jahre nach dem Friedensschlusse bei der sächsischen Regierung der Plan auf, in die Stätte, wo so vielen wettinischen Fürsten und Prinzessinnen die Hochzeitsstumpeten erklingen waren, ein Zuchthaus für Strafgefangne zu verlegen. Dergleichen geringschätzige Behandlung herrlicher alter Bauten lag auch im Gechmacke der „Aufklärung“ dieser Zeit. Damals (1762) wurde auch Annaburg und noch manches andre kurfürstliche Schloß einer fiskalischen Nutzung übergeben: es war, als sollte das Übermaß des Prunkes, das unter August dem Starcken und seinem Nachfolger in Sachsen geherrscht hatte, dadurch gesühnt werden, daß man die kunst- und erinnerungsreichsten Herrscheritze alter Zeit den nüchternsten Staatszwecken opferte. Daß man aber im Volke gerade den Sturz der Torgauer Herrlichkeit mit Teilnahme betrachtete, das klingt noch aus dem alten Schumannschen Staats-, Post- und Zeitungslexikon heraus, wo es vom Torgauer Schlosse heißt: „Man raffelten nicht mehr Karossen der Fürsten in demselben, wohl aber Ketten; die Spinnräder schnurrten, und in dem Hofe, wo sonst Fürsten und Ritter turnierten, erhielten nun Züchtlinge den Willkommen.“

Bevor das Schloß seiner neuen Bestimmung übergeben wurde, fand eine Auktion alles dessen statt, was noch von der alten herrlichen Einrichtung übrig war, eine Verschleuderung vornehmster Erzeugnisse älterer Kunst, die bei einer sonst tüchtigen und gewissenhaften Verwaltung eben nur unter der Herrschaft Rousseauscher Ideen über den Unwert des historisch Gewordenen denkbar war. Durch einen glücklichen Zufall besitzt die Fürstenschule St. Afra zu Meißen einige wertvolle Bruchstücke der ehemaligen Einrichtung des Torgauer Schlosses, die

der adeliche Schulinspektor S. A. von Carlowitz (1771 bis 1783) in der Auktion erstanden und der Schule geschenkt hat. Dazu gehört vor allem das schon früher besprochne herrliche Ölgemälde des Kurfürsten Moritz, das vielleicht von Tizian oder einem seiner Schüler herrührt, ferner ein gleich großes, ebenfalls sehr gutes Bild des Kurfürsten August, ein kleineres auf Holz gemaltes Porträt Friedrichs des Weisen von Lukas Cranach und einige andre Fürstenbilder, auf deren Herkunft aus dem Torgauer Schlosse schon Hermann Peter (Programm von St. Afra 1880, S. 25) aufmerksam gemacht hat.

Aus derselben Quelle stammt aber auch vielleicht ein altes Ölgemälde der afranischen Inspektionsstube, das Luthers und Melancthons Brustbild in derb realistischen Auffassung nebeneinander zeigt. Endlich aber werden als ehemaliges Inventar des Torgauer Schlosses durch Inschrift bezeugt vier etwa 40 Centimeter im Durchmesser haltende, in Blei gefaßte Medaillons mit wundervoller Glasmalerei, die ich vor Jahren unbeachtet in einem Winkel der afranischen Bibliothek stehn fand. Auf dem Bleirande des ersten steht geschrieben: Cum A. S. 1771 arx quae est Torgaviae dicta Hartenfels usui publico accommodaretur, has quattuor vetustatis reliquias ab interitu vindicavit J. A. v. C(arlowitz). Man kann diese teilweise zerbrochenen, teilweise auch ungeschickt ergänzten Trümmer nur mit Wehmut betrachten: sie stammen aus der glänzendsten Zeit des Schlosses, aus den Tagen Johann Friedrichs, und geben uns auch in ihrer Verwahrlosung noch einen Begriff von dem feinen Renaissancegeschmack, der einst in den Zimmern und Sälen dieses Fürstensitzes waltete. Sie sind die letzten Überbleibsel einer größern Reihe, die vielleicht in die Mitte der Fenster des Festsaalbaues eingelassen waren und die Wappen der Schloßherrschaft und symbolische Darstellungen der menschlichen Beschäftigungen und Künste enthielten. So zeigt das erste Medaillon in herrlichen Farben das Wappen der Kurfürstin Sibylla, der Gemahlin Johann Friedrichs, mit der Unterschrift: Herzogin von Sachsen Sibylla, Herzogin von Süllich, Cleve (und Berg), es ist also wohl noch zu Lebzeiten des Kurfürsten Johann gemalt worden. Über der zweiten Tafel steht „Pfalz,“ doch ist das von zwei Rittern getragne Wappen nicht richtig ergänzt. Darüber ist noch die Jahreszahl MD .. erkennbar. Das dritte Medaillon trägt die Überschrift: Coquinaria = Kochkunst. Darunter ist als Küche ein säulengetragenes Gewölbe dargestellt, worin drei als Köche weiß gekleidete Männer hantieren, deren Köpfe mit großer Feinheit gezeichnet sind. Links davon hängt ein Kessel überm Feuer, daneben stehn ein Topf mit Löffel und ein Löffelbrett, Wasserzuber u. a. Das vierte Medaillon trägt die Überschrift Mercatura über einem Wappenschild, über das sich das Kastell und die Masten zweier hochgetakelter Rauffahrtsschiffe erheben.

Ein Menschenalter später pochte eine neue Zeit an die Thore von Hartenfels. Die altväterischen sächsischen Bataillone und Schwadronen sind in Waffenbrüderschaft mit den Preußen auf dem Schlachtfelde von Jena trotz tapfren Gegenwehr der modernen Kriegskunst des korsischen Eroberers unterlegen. Während nun Napoleon den Staat Friedrichs des Großen mit Vernichtung bedroht, findet er es vorteilhaft, die alte sächsisch-preußische Eifersucht wachrufend, den Kurfürsten von Sachsen schmeichelnd zu umwerben, und Friedrich

August der Gerechte läßt sich durch diese Lockung gerade so blenden, wie Friedrich Wilhelm III. und seine Ratgeber zur Zeit der dritten Koalition (1803 bis 1805). So wird das „Königreich Sachsen“ ein Glied des Rheinbundes und damit eine Domäne des Unerfättlichen. Bald hat auch er die strategische Wichtigkeit der beiden nord-sächsischen Elbstädte Wittenberg und Torgau erkannt; er verlangte zuerst, daß Wittenberg „zu einer die ganze Mittel-elbe beherrschenden Festung ersten Ranges und zum Hauptbollwerke des Königreichs“ erhoben werde. Aber der König erschrak vor den ungeheuern Kosten und schlug die Befestigung Torgaus vor, das sich auch „durch seine Lage an der Hauptstraße von der Oder nach Leipzig empfehle,“ und Napoleon war damit zufrieden. Immerhin war auch dieser Bau auf 6074519 Thaler veranschlagt!

So begann man denn gegen Ende des Jahres 1810 die Vorstädte Torgaus abzubrechen, wobei weder die vor dem Hospitalthore liegende Kirche noch das Waisenhaus noch die auf dem Gottesacker beerdigten Toten geschont wurden. Der Bau der Wälle, Kasematten, Redouten, kurz, die ganze Festungsanlage erfolgte nach den vom Kaiser genehmigten Plänen des sächsischen Ingenieurmajors Aſter, und es waren dabei im Sommer 1811 gegen 4000 Soldaten und 700 Maurer und Zimmerleute beschäftigt; später stieg die Zahl der Civilarbeiter bis auf 1500, die einen Tagelohn von 5 Groschen 6 Pfennigen und außerdem wöchentlich 2 Groschen Quartiergeld erhielten; das entspricht nach heutigem Geldwert etwa einem Tagelohn von 2 Mark. Gegen Ende des Jahres 1811 war das große Werk, Sachsens Zwinguri, im Rohbau fertig; aber der Ausbau der ganzen Anlage wurde, obwohl die königlichen Kassen dafür bis zur Erschöpfung in Anspruch genommen wurden, auch in den folgenden beiden Jahren nicht ganz vollendet.

Im Frühjahr 1812 rauschen an den Wällen der neuen Festung die Völkerströme vorüber, die ein allmächtiger Wille gegen die Einöden Rußlands lenkt — die Völkerströme erstarren dort in Eis und Schnee — nur dünne, verrieselnde Rinnsale kommen zurück, halbverhungerte und erfrorene Menschen, deren todesmatter Blick immer nur dasselbe sagt:

So hat sie Gott geschlagen  
Mit Mann und Roß und Wagen.

Ihnen allen voran auf schnellem Schlitten der wahnwitzige Frevler, der gewissenlos dem Anblick des von ihm angestifteten Elends entflohen, und hinter ihnen reiten als Boten des neuen Völkerfrühlings die härtigen Kosaken auf struppigem Steppenroß.

Es ist eine wundersame Zeit, die noch heute in den Erzählungen unsrer Großmütter nachzittert. Aber ungleich fielen die Lose für die deutschen Stämme: unsern preussischen Nachbarn war es vergönnt zu handeln, uns Sachsen vorzugsweise nur zu dulden. Welches von beiden ist wohl schwerer? Eine wirklich „voraussetzungslose“ Geschichtschreibung giebt es nicht und kann es nicht geben, weil jeder Mensch so und so viele „Voraussetzungen“ unbewußt in sich trägt, von denen er sich nicht befreien kann. Aber es erscheint mir abgeschmackt, heute

noch, nachdem ein gnädiger Gott die deutschen Stämme mit Blut und Eisen unter Zeichen und Wundern zu einem unlösbaren Ganzen zusammengefügt hat, die Geschichte der Freiheitskriege in dem Sinne zu schreiben, daß auf Preußen alles Licht und Lob, auf Sachsen aller Schimpf und alle Schande gehäuft wird. Derartige Übertreibungen konnte man allenfalls verstehen in der Zeit der deutschen Krisis, als es darauf ankam, Preußens historisches Recht auf die führende Stellung im neuen Deutschland recht eindringlich zu erweisen. Aber schon Heinrich von Treitschke, der den ersten Band seiner „Deutschen Geschichte“ im Jahre 1879 abschloß, hätte sich zu einer objektiven Würdigung der sächsischen Verhältnisse durchringen müssen. Bei aller Anerkennung der großen Verdienste, die er sich um die publizistische Vorbereitung des deutschen Nationalstaats erworben hat, und bei aller Bewunderung, die man dem glänzenden Stilisten zollen muß, ist es doch tief bedauerlich, zu sehen, in welchem Grade er den Verhältnissen seiner Heimat, die er eigentlich im Grunde seines Herzens liebt, feindselig gegenübersteht, und wie er einen Gegensatz zwischen Fürstenhaus und Volk konstruiert, den es in solcher Schärfe wahrlich nie gegeben hat. Es muß einmal offen ausgesprochen werden, daß Heinrich von Treitschke, einer der begabtesten und edelsten Söhne des sächsischen Stammes, diesem durch die pessimistische Auffassung seiner Geschichte in den Augen der übrigen Deutschen, besonders aber der preußischen Nachbarn furchtbar geschadet hat; giebt es doch unter den Sachsen selbst hunderte von Gebildeten, denen durch die von Treitschke ausgesprochenen bitteren Urteile die Freude an der Geschichte der Heimat völlig vergällt ist; sie wagen an die sächsische Geschichte seit der Zeit Napoleons gar nicht zu rühren, weil sie nur Schmerz und Enttäuschung zu ernten fürchten. Eine wissenschaftliche Revision der Treitschke'schen Urteile über das Verhalten Sachsens im Freiheitskriege ist das erste, was geschehn muß, wenn man die noch heute auch das Ratheder beherrschenden Verdächtigungen und Anklagen auf das rechte Maß zurückführen will, denn der für diese Zeit oft ungerechterweise auf Sachsen gehäufte Tadel frisst sich wie ein Gift auch in die Beurteilung der Gegenwart hinein. Noch vor vier Jahren hat mir ein übrigens hoch verdienter preußischer General in Neapel an offener Wirtstafel vor den gespitzten Ohren von Schweizern und Österreichern im Laufe der Unterhaltung rückhaltlos erklärt, die Sachsen seien schlechte Deutsche, und der einzige „gute Preuße,“ den es in Sachsen gebe, sei des Königs Majestät.

In Prag und in Torgau liefen während der kritischen Wairage des Jahres 1813 die Schicksalsfäden Sachsens zusammen. In Prag saß der sächsische König, entschlossen, sich von Napoleon zu trennen, wenn nur Osterreich sich mit Sachsen zu bewaffneter Vermittlung vereine; deshalb hatte er am 21. April eine Konvention mit Osterreich unterzeichnet. In Torgau, der mit Kanonen und Kriegsgerät wohl versehenen Festung, stand General Thielmann mit dem Kerne des sächsischen Heeres, etwa 12000 Mann, gebunden an die ihm am 23. April übermittelte Order seines Königs, „daß die Unabhängigkeit der Festung Torgau mit dem größten Ernste behauptet und gegen jedermann erklärt werde, und daß dieselbe nur auf Meinen Befehl im Einverständnis mit dem Kaiser von Osterreich geöffnet werden kann.“ An General

von Thielmann, ehemals einen aufrichtigen Bewunderer des Strategen Napoleon, der aber aus dem russischen Feldzuge als ein abgesagter Feind des Korsen zurückgekehrt war, ergingen nun die dringendsten Lockungen der Verbündeten, sich ihnen auch über den Willen des allzu bedenklichen Königs hinweg anzuschließen. Seiner Gesinnung nach wäre er vielleicht auch ein zweiter York geworden, wenn das ihm unterstellte Offizierkorps einmütig gewesen wäre. Aber während die jüngern Offiziere mit Ungeduld und Begeisterung den Augenblick herbeisehnten, wo sie Schulter an Schulter mit den Preußen und Russen gegen den bisherigen Zwingherrn kämpfen dürften, waren die Ältern, namentlich die Generalmajore von Steindel und von Sahr, nicht etwa aus Neigung für die Franzosen, sondern aus Respekt vor ihrem König der Ansicht, daß ohne seine ausdrückliche Genehmigung keinerlei Konvention abgeschlossen werden dürfe. Die allgemeine Spannung kam zum Ausdruck am 27. April, als Thielmanns Geburtstag gefeiert wurde. Schon bei der Gratulation am Morgen erklärte ihm Sahr, daß er sich jedem Versuche des kommandierenden Generals, die Festung und die Armee den Verbündeten in die Hände zu spielen, mit allen Kräften widersetzen werde, und als später beim Festmahle der Gefeierte ohne seine französischen und westfälischen Orden erschienen war und in einer Schlußansprache seinen Offizieren verkündete, daß er sich von Frankreich lossage, da sprang Sahr auf und rief: „Ja, Herr General, wir werden fechten, mit den Franzosen gegen die Russen und Preußen, mit den Russen und Preußen gegen die Franzosen, wie unser König will! Nichts von Politik! Nur unser König soll leben.“ Darauf entstand ein allgemeiner Tumult, der nichts offenbarte als die Zwiespältigkeit des Offizierkorps.

Fünf Tage später (2. Mai) wurde der todesmutige Angriff der Verbündeten auf Napoleons Flanke bei Groß-Görschen blutig zurückgewiesen, Russen und Preußen traten den Rückzug nach der Lausitz an, und Sachsen fiel von neuem in die Hände der Franzosen. Aber auch für diesen Fall lautete ein vom König am 5. Mai aus Prag an Thielmann erlassenes Handschreiben, er solle den Franzosen, falls sie das Kriegsglück an die Elbe zurückführe, Torgau nicht öffnen — und so wies dieser nicht nur den auf Berlin marschierenden Ney, sondern auch den General Reynier, der schon bis Süptitz vorgeückt war, entschieden ab. Aber am 7. Mai änderte sich die Situation zunächst in Prag. Dorthin war schon am 3. Mai ein von Napoleon teilweise diktierter Brief des Herzogs von Weimar gelangt, der in Bezug auf den König die unzweideutige Wendung enthielt: *s'il est contre moi, alors il perdra ce qu'il a*. Des Königs Antwort darauf lautete fest und entschieden, sein Verfahren sei einzig und allein bestimmt *par le premier de mes devoirs, celui de veiller au salut de mes peuples que Dieu m'a confiés*. Ebenso widerstand er der dringenden Aufforderung, Torgau den Franzosen zu öffnen, die ihm der am 4. Mai in Prag eingetroffene Gesandte Napoleons, Baron Serra, überbrachte. Als aber am 6. und 7. Mai die Hiobsposten von Groß-Görschen und dem Rückzug der Verbündeten zur Elbe in Prag anlangten, als ein Augenzeuge der Schlacht berichtete, daß Napoleon auch einer Leipziger Deputation die Absetzung des Königs und die Verwüstung Sachsens mit den zornigsten

Worten angedroht hatte, als von Metternich keinerlei Zusage einer baldigen bewaffneten Intervention in Sachsen eintraf, dieser vielmehr nach außen hin jede Verbindung mit Sachsen ableugnete und auch den König verpflichtet hatte, Stillschweigen zu bewahren, da brach der Widerstand des schwer geprüften Mannes zusammen, und er beeilte sich, Napoleons Verzeihung und damit die möglichste Schonung Sachsens zu gewinnen.

Am 10. Mai saß Thielmann in Torgau gerade bei der Mittagstafel, als der Befehl des Königs eintraf, die Festung mit allen Truppen und allem Kriegsgerät dem französischen General Reynier zu übergeben. Bei der ihm bekannten Gesinnung der Stabsoffiziere konnte Thielmann es nicht wagen, gegen den Willen des Königs eine „Konvention von Tauroggen“ herbeizuführen. Aber für seine Person war sein Entschluß gefaßt. Er übergab den Oberbefehl dem Generalmajor von Steindel und ritt gegen Abend, begleitet von dem Oberstleutnant von Aster, dem genialen Festungsbaumeister, zum Thore hinaus, um in Wurschen bei Bautzen, dem Hauptquartier der Verbündeten, Kriegsdienste zu nehmen. So fielen also in Torgau die Würfel, die über das Schicksal Sachsens während des Freiheitskriegs entschieden.

Niemand wird das Verhalten des Königs Friedrich August in Prag von dem Vorwurfe der Schwäche und Unentschlossenheit freisprechen können. Aber falsch und tendenziös gefärbt erscheint das Urteil Treitschkes, wenn er I, 458 sagt: „Auf die Nachricht von Napoleons Siege kehrte er sofort, noch bevor eine drohende Mahnung des Protektors ihn ereilte, wieder zu den Fahnen zurück, denen sein Herz immer angehangen.“ Da war sogar General Thielmann, der doch wahrlich nicht als Parteigänger des Königs gelten kann, ein gerechterer Richter. In einem am 22. März 1816 aus Münster an den preussischen Legationssekretär Dorow gerichteten Briefe schreibt er: „Der König ist trotz seines in der Geschichte unverilgbar geschriebenen Fehltritts ein edler, ein ausgezeichnete Mensch. . . . Niemand glaube, daß er je aus Neigung an Napoleon gehangen habe, dessen war sein tugendhaftes Herz nie fähig; nur Furcht konnte ihn, seinem schwachen Charakter gemäß, dazu bestimmen, und als Mensch hatte er ihm intimidierend imponiert. So wie sich die Gelegenheit zeigte, schloß er sich an Oesterreich an, freilich nicht kräftig und entschlossen, sondern mit halben Maßregeln. . . . Welche Beständigkeitsprobe wurde aber auch diesem schwachen Charakter durch Oesterreichs Unentschlossenheit aufgelegt!“

Zunächst war es also die Furcht, die den König zu Napoleon zurückführte, und dann, als die Reihe der deutschen Siege begonnen hatte, kamte ihn eine sehr begreifliche Scham an den falsch gewählten Maß. Das furchtbare innere und äußere Elend, das dadurch über Sachsen kam, hinderte sicherlich einen der tüchtigsten deutschen Stämme, das ihm eigentlich zukommende Maß an Siegesfreude und erhebender Begeisterung zu genießen, und streute auch für zukünftige politische Irrungen böse Keime aus. Aber je tiefer man sich in die Gedanken und die Wünsche der Menschen dieser Zeit einlebt, um so mehr verliert man den Mut, zu verurteilen. Statt bösen Willens findet man oft nur eine unglaublich verwirte Situation oder eine unselige Verknüpfung

der Umstände, der vielleicht auch ein Friedrich Wilhelm III. von Preußen nicht gewachsen gewesen wäre. \*) Drum sage ich: Weg mit den harten Urteilen über Menschen und Verhältnisse einer Zeit, die uns im Lichte einer schweren von der Vorsehung verhängten Prüfung erscheinen muß. Richtiger als viele Geschichtschreiber haben die Dichter der Freiheitskriege die Schuldfrage behandelt, allen voran M. von Schenkendorf, wenn er die „Beichte am 28. Oktober 1813“ also beginnen läßt:

Wir haben alle schwer gesündigt,  
Wir mangeln allesamt an Ruhm.

Ferner möchte ich darauf hinweisen, daß eins der herrlichsten Kapitel der „Gedanken und Erinnerungen“ Bismarcks, das mit der Überschrift „Dynastien und Stämme,“ nicht nur für Staatsmänner, sondern auch für Historiker geschrieben ist; die dort niedergelegte politische Weisheit läßt auch manche Episode des Zeitalters der Freiheitskriege in andern Lichte erscheinen.

Und schließlich hat ja auch Sachsen für die irrige Politik des Jahres 1813 durch Abtretung seiner größern Nordhälfte an Preußen schwer genug gebüßt; eine weitere Strafe durch immer wiederholte Schmähungen in Geschichtswerken ist überflüssig. Es sei fern von mir, die alte Wunde wieder aufreißen zu wollen. Auch der konservative Sachse unsrer Tage erkennt in der 1815 vorgenommenen Teilung des Landes eine politische Notwendigkeit, wir sehen darin den unerläßlichen Zoll, den Sachsen dem durch höhere Fügung zur Führung der Nation erwählten größern Bruderstamm entrichtete. Wir freuen uns also aufrichtig des unter preußischem Regiment blühenden Zustandes der Provinz Sachsen, wir sind aber auch stolz darauf, daß der verkleinerte Staat der Albertiner unter der treuen Fürsorge seines Königshauses und dank dem zähen Fleiße und dem unbeirrbaren Unternehmungsgeiste seiner Bevölkerung im Laufe der Zeit so an innerer Kraft und Bedeutung gewonnen hat, daß seine Geltung im Gesamthaushalte der Nation kaum geringer ist als vor 1815. Eben deshalb dürfen wir aber auch mit voller Unbefangenheit auf die Jahre 1813 bis 1815 zurücksehen, zumal da auch diese Zeit sächsischer Geschichte neben ihren tiefen Schatten auch Lichtblicke enthält. Als solche müssen uns die überaus bedeutenden Opfer erscheinen, die auch in Sachsen von Einzelnen und von der Gesamtheit dem deutschen Vaterlande gebracht worden sind. Sachsen war seit dem Frühling 1813 vorzugsweise Schlachtfeld, Lazarett und Kirchhof. In Leipzig lagen noch tagelang nach der Schlacht die Leichen auf den Straßen und in den Häusern zu Haufen; auf dem Lande rings umher sogar wochenlang, bis die verstörten Bauern die Massengräber geschaufelt hatten. Aber auch in Dresden wurden während der Belagerung die Leichen aus den Fenstern einfach auf die unten vorüberfahrenden Totenwagen gestürzt. Fast in allen

\*) Theodor Flathe, dem niemand eine Voreingenommenheit für die sächsische Heimat vorwerfen wird, da seine Geschichte Sachsens vom nationalliberalen Standpunkt aus abgefaßt ist, sagt III, 158: „Es verdient bemerkt zu werden, wie Friedrich Wilhelm und Friedrich August, zwei Naturen von großer innerer Übereinstimmung, wesentlich nur durch die äußern Verhältnisse auf so ganz verschiedene Standpunkte gestellt worden waren.“

Städten gab es Lazarette — im ganzen 101 — und eben deshalb Lazarettfieber und Typhus unter den hungernden Einwohnern. Und unter so fürchterlichen Verhältnissen wurde doch zur Fortführung des Kampfes gegen Napoleon ein Heer von 20000 Mann Linientruppen und 20000 Mann Landwehr ausgehoben und ausgerüstet, außerdem aber traten die, die aus dem allgemeinen Ruin noch etwas gerettet hatten, seit dem 31. Oktober 1813 zu dem „Banner der freiwilligen Sachsen“ zusammen, einem den Lützowern nachgebildeten Freikorps, bei dem jeder selbst die Kosten der Bewaffnung trug, von 92 Offizieren, 2226 Mann, 692 Pferden; um bei dieser Truppe eintreten zu können, verkaufte z. B. der wackere Leipziger Professor Krug sein Silberzeug. Das Kommando über die zur Belagerung von Mainz ausrückenden 1593 Mann und 389 Pferde führte der Oberst von Carlowitz, unter ihm kommandierte die Reiterei der edle Dietrich von Miltitz auf Siebeneichen, der Freund Steins und des Dichters Novalis. Die Fahnen des „Banners der freiwilligen Sachsen“ werden noch heute auf dem Schlosse Siebeneichen aufbewahrt; gegenwärtig aber hat sie der liebenswürdige Schloßherr dem neubegründeten Meißner Altertums-museum auf einige Zeit zur Ausstellung überlassen.

Daß die Sachsen auch für die große Sache zu sterben mußten, bewiesen sie im März 1814 in Belgien, wo allein bei dem allzu kühnen Vorstoße Thielmanns gegen Courtray 39 Offiziere und 1168 Mann, meist sächsische Landwehrleute, gefallen sind. Von alledem steht in Treitschkes Deutscher Geschichte kein Wort! Und was erduldeten die von Franzosen besetzten, von den Verbündeten belagerten sächsischen Festungen! Verlassen wir uns nach langer Abschweifung in unsre Stadt Torgau zurück! Den ganzen Sommer 1813 war auf Befehl des französischen Kommandos mit fieberhafter Eile an der Verstärkung und Armierung der Festungswerke gebaut worden, am 10. Juli hatte Napoleon selbst alle Vorkehrungen besichtigt. Als dann am 27. Oktober die Belagerung durch die Verbündeten begann, drängten sich in der engen Stadt und ihren Forts 24000 Franzosen. Die Kirchen, Schloß Hartenfels und zweiundachtzig Bürgerhäuser waren zu Lazaretten eingerichtet; sie waren für 3000 Kranke und Verwundete bestimmt, in Wahrheit aber mußten 12000 (!) aufgenommen werden. Bald waren die Vorräte verzehrt; immer wieder wurde auf Befehl des Generals Narbonne bei den Bürgern auf Kleider und Lebensmittel requiriert; endlich verzehrte man Katzen, Hunde und Ratten, bis am 26. Dezember die Kapitulation unterzeichnet wurde. Was wurde aus den Einwohnern? Lakonisch meldet ein alter Bericht: „Zwei Drittel der Einwohner wurden davon (vom Typhus) ergriffen, und ein Fünftel wurde ein Raub des Todes.“ Im Januar zogen die Preußen ein — aber es dauerte bis zum März, ehe alle Leichen begraben und die Stadt notdürftig gereinigt war. Schloß Hartenfels aber, das Hauptlazarett, erwies sich als eine solche Pesthöhle, daß Sträflinge aus Lichtenburg herbeigeholt werden mußten, um es wieder bewohnbar zu machen. —

Von diesen Bildern des Sammers und des Todes kehrt der Geist gern zur lebendigen, freudigen Gegenwart zurück. Heute dient das Schloß als Kaserne des Regiments Nr. 72, und so herrschte denn, als ich um die Mittags-

zeit im Hofe stand, rings um mich her ein reges und fröhliches Treiben. Ordnonnazen laufen hin und her, einige Soldaten waschen und trocknen singend und pfeifend ihr Drilllichzeug am Brunnen, dann tritt die Wache an, der schmucke Leutnant zieht den Degen, und im wuchtigen Gleichtritt ziehn die muntern Söhne der alten „Misnopotamia“ durchs dröhnende Thor. Da füllt eine freudige Zuversicht die Seele: die Zeit ist vorüber, wo das gierige Auge des Spaniers, des Schweden und des Franzosen um diese Mauern schweifte; uns alle umfaßt und schützt das Reich! Die warme Herbstsonne lacht über der neu aufblühenden Stadt, die in rüstiger Kraft ihren Panzergürtel zersprengt, und vergoldet die Türme und Zinnen des Schlosses, aber freilich, sie enthüllt auch die bösen Wunden und Schrammen, die es im Kampfe mit der Zeit und widrigem Schicksal davongetragen hat: der Putz fällt von den Wänden, die schönen Steinmezarbeiten sind bröcklig geworden, der Hof unansehnlich, der tiefe und breite Graben verwildert. Das ist um so auffallender, als es sonst nicht preußische Art ist, die Denkmäler alter Baukunst verkommen zu lassen: die Schlösser zu Lichtenburg und Annaburg, die Preußen gleichfalls von Sachsen übernommen hat, traf ich in musterhafter Verfassung. Wie ich höre, sollen es Ressortstreitigkeiten bis jetzt verhindert haben, daß etwas für die Erhaltung oder die Wiederherstellung des Torgauer Schlosses geschehe. Aber ich möchte der Hoffnung Ausdruck geben, daß das Auge unsers kunstsinigen Kaisers auch einmal auf Schloß Hartenfels fallen möchte, eins der ehrwürdigsten Vermächtnisse deutscher Renaissance und der Reformation zugleich; er ist der rechte Mann, auch hier den gordischen Knoten bürokratischer Bedenklichkeit zu lösen oder zu zerhauen. Es wird ja kaum möglich sein, den alten Glanz des Schlosses wieder zu erwecken, aber schon eine Ausbesserung und schonende Pflege des noch Vorhandnen würde alle billigen Wünsche erfüllen.



## Doktor Duttmüller und sein Freund

Eine Geschichte aus der Gegenwart von Fritz Anders (Mag Allihn)

### Zwölftes Kapitel

Wie Doktor Duttmüller Hochzeit machte



Am Morgen vor dem Hochzeitstage waren die Arbeiten und Vorbereitungen im Fronhof in ein Stadium fieberhafter Thätigkeit getreten. Im Zimmer der gnädigen Fräulein legten zwei Schneiderrinnen die letzte Hand an das Brautkleid. Die gnädigen Fräulein waren in die Kirche gegangen, um dort nach dem rechten zu sehen, der Herr Oberstleutnant revidierte seinen Weinkeller, und die gnädige Frau hielt Generalprobe mit dem Personal ab. Im Speisesaal war schon die große Festtafel aufgestellt, auch war schon das Arrangement in großen Zügen angelegt. Auf den Nebentischen standen Stöße von Porzellantellern, sowie Gläser in den verschiedensten Formen, altes Familienkristall mit breiten Goldrändern und